

Das gläserne Jugendzimmer?

Ikonische Selbstentwürfe zwischen digitalen und analogen Räumen

VIKTORIA FLASCHE

„You realize that *community* and *communication* come from the same root word *communis*, Latin for common, public, shared by all or many?“
(Eggers 2013: 113)

Menschen – nicht nur Jugendliche – fotografieren sich und andere in nie gekanntem Umfang. Ephemerale Ereignisse werden im Bild gebannt, bearbeitet, geteilt, verschickt und kommentiert. Die klare Grenze zwischen analogen und digitalen Räumen wird durch diese Praktiken zunehmend unscharf, und Kommunikation generell, auch die digitale, findet nicht nur typografisch oder typografisierbar statt. In ihrem zusammenfassenden Bericht über die seit fünfzehn Jahren laufende JIM-Studie attestiert der herausgebende Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest den Sozialen Netzwerken aktuell eine Omnipräsenz in allen Bereichen des sozialen Lebens (vgl. MPFS 2015: 26, 41). Parallel zu dieser Expansion wurde nach Lovink (2011) spätestens seit 2003 das Internet mit Selbstdarstellungen, nicht nur mit bildlichen, überschwemmt, und die Sozialen Netzwerke – deren Attribut „sozial“ er generell zur Diskussion stellt – hätten eine Kultur der Selbstpreisgabe auch über das Digitale hinaus etabliert. Er diagnostiziert der Gegenwart ein kollektives Besessensein, in dem das herkömmliche Identitätsmanagement à la Goffman (2003) auf ein Level gelangt sei, auf dem dystopische Science-Fiction-Szenarien (z.B. Eggers 2013) nahezu Realität geworden seien. Bilder sind zu zentralen Transfermedien geworden, so Wolfgang Reißmann, die zwischen Online- und Offline-Sphären vermitteln, diese veranschaulichen oder symbolisieren. Die vernetzten

Profile erzeugen dynamische und individualisierte Erlebnis- oder Sozialräume, die sich in permanenter Interdependenz zu den Praktiken der User*innen entwickeln und entwickelt haben (Reißmann 2012: 197).

Solche Bilder stehen im Fokus des hier vorgestellten Dissertationsprojekts, das nachfolgend in seiner Einbettung in Forschungen zum sozio-technischen Aspekt des untersuchten Netzwerks Facebook, in darauf bezogene raumtheoretische Fragestellungen und die Debatte zur Sichtbarkeit des Selbst vorgestellt wird. Gerade die an prominenter Stelle auf Facebook veröffentlichten Profilbilder können heuristisch als Miniatur der digitalen Selbstkonstitution Jugendlicher gefasst werden. Sie bilden den zu untersuchenden Bildkorpus der empirischen Studie, die diesem Beitrag zugrunde liegt. Über eine Spurensuche (vgl. Jörissen 2007: 196) innerhalb des spezifischen medialen Kontextes können so genau die Medienpraktiken reflexiv betrachtet werden, die in der kulturpessimistischen Medienkritik stets als Indiz für eine medial vermittelte Zunahme narzisstischer Persönlichkeitsstörungen gedeutet werden (vgl. Carpenter 2012).

SOZIO-TECHNISCHE ASPEKTE VON FACEBOOK

Im Anschluss an Winfried Marotzki und Benjamin Jörissen (vgl. Marotzki 2003; Jörissen 2007; Marotzki/Jörissen 2008) fokussiert das empirische Design der Studie auf Subjektivierungsprozesse, die sich grundsätzlich in medial geprägten kulturellen Lebenswelten und in medialen Interaktionszusammenhängen ereignen. Marotzki und Jörissen betonen, dass eine komplexe Betrachtung digitaler Interaktionen nicht bei der Untersuchung inhaltlicher Aspekte stehen bleiben darf, sondern strukturelle Aspekte oder „mediale Formbestimmtheiten“ notwendig berücksichtigt werden müssen (Marotzki/Jörissen 2008: 60). In diesem Sinne soll das soziale Netzwerk Facebook im Folgenden als eine „mediale soziale Arena“ (ebd.) untersucht werden, die als selbstverständlicher Bestandteil der Lebenswelt der aktuellen Generation der 12- bis 25-Jährigen gelten kann.

Während vorangegangene Jugendgenerationen noch miterleben konnten, wie sich Marktplattformen, Suchmaschinendienste und soziale Netzwerke nach und nach entwickelten und wuchsen (vgl. Turkle 2012: 294; Jugend 2015: 138), sind die heutigen Jugendlichen mit und in ihnen sozialisiert worden und die Mehrheit betätigt sich mindestens einmal täglich dort (Jugend 2015: 139). Danah Boyd, die sich intensiv mit den *social-media*-Sozialitäten von Jugendlichen auseinandergesetzt hat, konstatiert aufgrund dieser medienspezifischen Sozialisation (vgl. Nohl 2012: 194) eine Kluft zwischen den Generationen (Boyd 2014: 50). Zwar nutzen auch Erwachsene die Möglichkeiten der digitalen Kommunikation mehr oder weniger intensiv, jedoch unterscheidet sich die Nutzung fundamental in der Selbst-

verständlichkeit, die den Umgang mit den Gegebenheiten bestimmt. Vorherige Jugendgenerationen unterschieden instrumentell zwischen verschiedenen Kommunikationskanälen und nutzten die Internetkanäle vorwiegend, um den Kontakt mit räumlich weit entfernten Freunden oder Bekannten zu pflegen, was als eskapistischer Moment der *frühen* Kommunikation per E-Mail, Chats oder Blog beschrieben wird (ebd.: 4). Die selbstverständliche und allgegenwärtige Integration vielfältiger Kommunikationstools vermochten es diese Dimension digitaler Kommunikation zurückzudrängen, denn kommuniziert wird inzwischen vor allem im nah-räumlichen Bereich, parallel oder als Ergänzung zur analogen face-to-face Interaktion (vgl. Turkle 2012: 260).

Auch in den 1990er-Jahren ist schon im Umgang mit damals noch rudimentären Online-Communities ein Gefühl von *Geborgenheit* beschrieben worden (Rheingold 1994, zit. nach Jörissen 2007: 194). Heutige Jugendliche haben sich jedoch mit einer *Behaglichkeit* in den Sozialen Netzwerken eingerichtet, die den älteren Generationen herzustellen nicht mehr möglich ist (vgl. Boyd 2014: 50). Die Grundbedingungen der digitalen Kommunikation – *Persistenz*, *Sichtbarkeit*, *leichte Verbreitbarkeit* (engl. spreadability) und *Suchbarkeit* (ebd.: 11) – sind für Jugendliche alltägliches Wissen. *Unsichtbarkeit* oder die Gewissheit nicht ständig einem potenziellen Publikum ausgesetzt zu sein ist grundsätzlich weniger alltäglich als die Akzeptanz einer grundsätzlichen Sichtbarkeit. Unter der Grundbedingung der Sichtbarkeit ist die Erzeugung von Unsichtbarkeit meist mit speziellem Wissen und zusätzlichen Fähigkeiten verbunden ist.

Geert Lovink ergänzt die Liste der Kommunikationsbedingungen der Sozialen Netzwerke um den relevanten Moment der *Echtzeit*. Unter der Überschrift *Psychopathologie der Informationsüberflutung* zeichnet er das Phänomen nach, das schon ältere Medientheoretiker pathologisierend als medienbedingte Aufmerksamkeitsstörung untersucht hatten (vgl. McLuhan/Fiore 2014). Mit dem italienischen Medientheoretiker Berardi (2009) spricht Lovink sich dafür aus, diese Entwicklung insbesondere an den Generationen zu untersuchen, die in Selbstverständlichkeit mit der Informationsüberflutung aufwachsen (Lovink 2013: 37). In der Alltäglichkeit, in der Jugendliche mit dem Netzparadigma (vgl. Deleuze/Guattari 2005) operieren, könne beobachtet werden, was es bedeutet, wenn die Postmoderne zur Selbstverständlichkeit geworden sei.

Als ein erstes Ergebnis solcher Untersuchungen attestiert Lovink den Jugendlichen eine „reflexive Impotenz“ (ebd.: 41), d.h. den stetigen Rückzug auf eine Position der Indifferenz und eine Art der Schicksalsergebenheit, generell und besonders mit Bezug auf die Möglichkeiten des Internets – eine These, die zumindest mit Blick auf die Ergebnisse der 17. Shell Jugendstudie differenziert werden muss (vgl. Jugend 2015: 132). Nur etwa ein Viertel (26 %) der Jugendlichen zeigte eine

restlos unkritische Grundhaltung gegenüber den Netzwerken. Etwa ein Drittel der Jugendlichen (32 %) ließ sich dahingegen unter dem Slogan „sich kritisch geben, aber trotzdem mit dabei sein“ einordnen, und der größte Teil (39 %) nahm eine kritische Haltung ein und wollte „sich nicht auf alles einlassen“ (ebd.: 132). Im Anschluss an Lovinks Diagnose kann von dieser zunächst skeptisch-reflexiven Positionierung jedoch nicht auf eine entsprechende Nutzungsintensität geschlossen werden: Gerade auf das Angebot des Unternehmens Facebook verzichteten die Jugendlichen nicht, auch wenn sie ihm misstrauen (ebd.: 134f.). Stattdessen genießt Facebook mittlerweile insbesondere bei Jugendlichen die Monopolstellung im digitalen Kommunikationssektor (vgl. JIM 2011: 48; 2014: 36).

Einbettung des Profilbilds



Abb. 1: Facebook, Schema einer Profilseite.¹

Die Architektur einer Facebookseite bietet eine Vielzahl an schriftlichen, ikonischen oder audio-visuell-bewegten Kommunikationsoptionen. Neben dem Hochladen von vielfältigen Bilderstrecken erscheinen auch auf der Titelseite an mehreren Stellen prominent Bilder, unter denen das Profilbild eine besondere Funktion hat. Mit Hilfe der privaten Einstellung kann ein Großteil der Informationen nur für als „Freunde“ gelistete User*innen sichtbar gemacht werden und lediglich der Name und das Profilbild sind im Internet stets öffentlich. Damit wird es zur eige-

1 Abbildungsquelle URL: http://ausgetrock.net/sites/default/files/styles/max/public/blog/fb_timeline_template_profiles_v1_4.png?itok=Gf14CZvO

nen Frontispiz² stilisiert, da es häufig der erste und für Außenstehende der einzige Eindruck bleibt; es fungiert so als decodierbare Verdichtung von Welt- und Selbstsichten (vgl. Jörissen 2007: 186).

Die als Profilbild auf Facebook veröffentlichten Bilder (siehe Abb. 1) sind der Ausgangspunkt dieser Untersuchung und werden heuristisch als ikonisch-performative Stilisierungen des Selbst gefasst. Meine Analyse bezieht sich auf einen Bildkorpus, den ich mit der seriell-ikonografischen Fotoanalyse nach Pilarzyk und Mietzner (2005) bearbeite.

Siegfried Kracauer (1999: 104) und Georg Simmel (vgl. u.a. 1995) haben zu Beginn des letzten Jahrhunderts – als die Fotografie noch ein seltenes und teures Verfahren war – intensiv über die Zusammenhänge von Selbst- und Bildwerdung diskutiert (vgl. Raab 2010). Auch in der Erziehungswissenschaft sind diese Zusammenhänge in den vergangenen Dekaden – wenn auch bisher wenig empirisch – untersucht worden. Klaus Mollenhauers grundsätzliche Überlegungen über den Zusammenhang von Erziehung und Kultur lassen sich in der Frage bündeln, welche Spuren Entwicklungen in der Selbstdarstellung hinterlassen:

„Für das, was sich in derartigen Selbstverhältnissen ereignet, haben wir freilich nichts! Wir haben Spuren davon im Äußeren, und wir versuchen sie zu lesen.“ (Mollenhauer 2003: 106).

In diesem Kontext befasste sich Mollenhauer mit den Selbstbildnissen berühmter Maler, von deren Abbildung auf innere Selbstverhältnisse geschlossen wird. Diesem Ansatz entgegen steht der Mainstream der bisherigen Forschungspraxis: Fotografische Abbildungen von Jugendlichen waren und sind häufig nicht mehr als eine illustrative Begleitung erziehungswissenschaftlicher Forschung.

Begegnet man jugendlichen Selbstdarstellungen im *social web* jedoch mit dem Gedanken an Selbstporträts oder *Selfies*, wird man zwangsläufig irritiert, denn auch Katzenfotos, Fußballvereine und sonstige Avatare eignen sich zur Frontispiz der eigenen Darstellung im Netz. Doch wird nicht alles aus der eigenen Lebenswelt fotografiert oder ikonisch symbolisiert – und nicht alles, was fotografiert wird, landet vernetzt in einem digitalen individuellen Profil. In meiner Studie stehen nicht die abbildenden oder abgebildeten Bildproduzenten, sondern die autorisierenden Akteure im Fokus und auch Avatare lassen Aussagen über diejenigen zu, die dieses *eine* Bild unter vielen anderen gewählt haben, ihrem Profil voranzustehen.

2 Als Frontispiz wird in der Buchgestaltung eine Illustration bezeichnet, die sich meist auf der dem Titelblatt gegenüberliegenden Seite befindet und die häufig einen Ausblick auf den Inhalt oder die Form des gesamten Buches bietet (vgl. Halsam 2007).

Zudem fordert gerade das Unternehmen Facebook dazu auf, sich die Auswahl des Bildes gut zu überlegen und auf seinen Selbstrepräsentationswert hin zu überprüfen:

„Darüber hinaus bietet das von dir ausgewählte Bild eine weitere Möglichkeit, deine Persönlichkeit gegenüber Freunden und Familie auszudrücken. Wenn du ein Profilbild auswählst, empfehlen wir dir ein Bild zu nehmen, das dich am besten repräsentiert. Wenn du dir unsicher bist, was das bedeutet, dann sieh dir die Profilbilder von deinen Freunden an, um herauszufinden, wie sie sich präsentieren. ...“ (zit. nach Wiedemann 2011: 167).

Die in meiner Studie untersuchten Bilder entstammen alle einem klar bestimm-
baren Verwendungszusammenhang und werden im Sinne Judith Butlers (2007)
als eine Anrufung des Selbst verstanden, sich zu zeigen und so performativ zu
generieren. Meine zentrale Forschungsfrage lautet daher, was für ein Selbst von
Jugendlichen sich durch diese Bilder konstituiert. Hier geht es vor allem um das
ästhetische Ringen um die Her- und Darstellung des Selbst, das in Pixeln ge-
bannt und als Profilbild hochgeladen wird.

DOPPELTE THEMATISIERUNG DES RÄUMLICHEN

Im Rahmen der hier kurz umrissenen Studie wird Räumlichkeit auf zwei analyti-
schen Ebenen zum Thema: Zum einen auf der Ebene des Digitalen, die durch die
oben beschriebenen, medialen Formbestimmtheiten hervor gebracht wird. Auf der
zweiten Ebene die Räume, die in den Bildern der Jugendlichen zum Thema ihres
Selbst werden. Durch diese betreiben die Jugendlichen in ihren Profilfotos ein
Identitätsmanagement, das nicht selten *Bühnenbild* und *Requisit* mehr fokussiert
als die *eigentlichen* Darsteller (vgl. Goffman 2003). Dem folgend schließt die Stu-
die in Heuristik und Theoretisierung an Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie
an, die von der grundlegenden Verflechtung von Mensch, Ding und Raum ausge-
hend der Möglichkeit, den Menschen als *Einzelding* zu betrachten, radikal wider-
spricht (Latour 2006, 2010). Über ein im Weiteren vorgestelltes *spatial*-orientiertes
Codesystem, mit dem der Bildkorpus geordnet wird, kann so die Forschungspers-
pektive empirisch rückgebunden werden.

Aus Perspektive derer, die vor allem die erstgenannte Thematisierung fokus-
sieren, wird versucht, das Facebook-Profil mit der Metapher des Schlafzimmers,
des *bedroom* (vgl. Pearson 2009), zu beschreiben, da hier wie dort die intimsten
Geheimnisse sichtbar würden. Auch wenn der Auflösungsprozess der vormalig
scharf getrennten Sphären öffentlich/privat sicherlich auch die digitale Lebens-
welt der Jugendlichen durchdringt, entpuppt sich die Reichweite der Metapher

gleichwohl als begrenzt. Das Facebook-Profil gleicht weniger dem vor neugierigen Blicken geschützten, räumlich wie funktional abgetrennten Schlafzimmer, als vielmehr dem Jugendzimmer. Da finden sich die Collagen aus vergangenen Klassenfreizeiten, und das verherrlichte Idol ist, zwar nicht als Poster, aber als verlinktes Profil samt eingebundener Videos und Postings deutlich sichtbar. Diese Schärfung der Metapher knüpft also an die Beobachtung an, dass jugendliche User*innen ihr Profil nach ähnlichen Kriterien gestalten wie ihr eigenes Zimmer (vgl. Boyd 2014: 47; Reißmann 2014: 97). Dieser vermeintlichen Analogie zwischen analogem und digitalem Raum ist auch Ansgar Schnur (2012) in seinen Studien empirisch nachgegangen. Das Gläserne des Profils offenbart sich vor allem darin, dass potenzielle Beobachter in höherem Maße antizipiert werden, als es im Jugendzimmer geschieht. Diese Beobachtung schließt nahtlos an die These des Ethnologen Daniel Miller (2012) an, der als Ergebnis seiner Feldforschung die sozialen Auswirkungen Facebooks als das Ende jeglicher Anonymität beschreibt. Folgt man dieser Lesart, gäbe es keinen analogen wie digitalen Raum mehr, dessen Wände nicht potenziell gläsern wären.³

Die vorgestellte Studie untersucht einen klar definierten Ausschnitt aus diesem gläsernen Jugendzimmer. Die vernetzten Profile erzeugen dynamische und individualisierte Erlebnis- oder Sozialräume (vgl. Reißmann 2012: 97), die sich in permanenter Interdependenz zu den User*innen entwickeln und entwickelt haben. Gerade diese Individualisierung unterscheidet die beschriebenen Medienräume von denen der traditionellen Massenmedien, an deren Inszenierungsapparate und Erlebnisräume trotzdem angeschlossen wird. Damit erweist sich der Digitale Raum als einer an dem die „eigenthümliche Doppelseitigkeit“ des Raumes (vgl. Bollnow 1956) gesteigert sichtbar wird. Die digitale Architektur wirkt auf der einen Seite als strukturelle Einschränkung, während sie auf der anderen Seite auch einen Ermöglichungsraum herstellt, der die User*innen entlastet, indem er ihnen begrenzte Gestaltungsmittel an die Hand gibt oder eben erst durch seine Beschränkungen Kreativität freisetzt (vgl. Jörissen 2007: 188). Diese normierenden und begrenzenden Aspekte Facebooks wurden bisher intensiver thematisiert (vgl. Wiedemann 2011; Rauning 2011; Turkle 2012) als der kreative Umgang mit diesen. Nicht unerwähnt bleiben darf, dass Facebook strukturell zur Normierung neigt, was sich allein schon in den vereinheitlichenden Begrifflichkeiten wie „Posting“, „Kommentar“, „Beziehungsstatus“, „Gefällt mir“ zeigt (vgl. Miller 2012: 169): Bezie-

3 Diese These knüpft an die Theorie des post-digitalen Zeitalters an, in dem die selbstverständliche und alle Lebensbereiche durchdringende Digitalisierung die generelle Unterscheidung zwischen digital und analog überflüssig hat werden lassen (vgl. Stalder 2016: 16).

hungen oder Affekte, die nicht unter einem dieser Schlagworte kommuniziert werden können, müssen unsichtbar bleiben. Speziell Facebook ist im Wettbewerb mit anderen Netzwerken *das* Medium einer öffentlichen Sichtbarmachung, das Beziehungen etablieren und beenden kann, nicht zuletzt deshalb, weil auf der Website Umstände in den Vordergrund rücken, die im analogen Leben nur in einem eingeschränkten Kontext bekannt wären (ebd.: 159). Das Netzwerk ist dann weit mehr als ein Kanal zur Kommunikation mit Freunden, mehr als ein *Metafreund*, sondern das unverzichtbare Medium eines öffentlichen Vorzeigens und Bezeugens. Eine Art übergeordnete moralische Instanz, „...die uns nicht nur sagt wer wir sind, sondern auch, wer wir sein sollen.“ (Ebd.: 161)

Die formierende Struktur der Netzbedingungen Facebooks untersucht auch Carolin Wiedemann, indem sie genau die Ansprache und Reihenfolge der vorgeschriebenen Tätigkeiten analysiert (Wiedemann 2011: 105). Dabei verfolgt sie die These, dass die Selbstdarstellung auf Facebook sich als eine neue Form der Etablierung des Selbst als zu verkaufende Marke beschreiben lässt und bezieht diese These unmittelbar auf Foucaults Konzept der Gouvernamentalität (vgl. Foucault 2005: 171f.). Ist ihr Blick vor allem auf die in der Webseitenarchitektur vorgesehenen Rahmungen gerichtet, fragt die hier vorgestellte Studie nach dem, was sich in diesem speziellen Rahmen oder Fenster ereignet. Wie interagieren die User*-innen mit der präformierenden Struktur, die sie auffordert, ihr Selbst als ikonisches Narrativ darzustellen? Der Fokus liegt also weniger auf dem Subjektivierungsregime als auf dem, was es hervorbringt, was in der spezifischen Rythmik der „Anrufungs“-Szenarien auf Facebook zu Tage tritt (vgl. ebd.: 161; Butler 1998).

Der Logik des Raums folgend kann jedoch nicht jede Sozialität auf Facebook im deterministischen Sinne als direktes Produkt der Konzerne verurteilt werden. Damit kann diese Arbeit auch nicht in der pessimistischen Perspektive eines Geert Lovink verharren:

„Schiebt die Schuld auf Neoliberalismus, Individualismus, Konsumismus, Globalisierung und neue Medien. Sie alle haben das homogene Gefühl von Gemeinschaft zerstört, vor dem so viele in der Nachkriegsgesellschaft davongelaufen sind.“ (Lovink 2013: 14f.)

Doch Raum determiniert nicht, er verunmöglicht nicht alle ihm zuwiderlaufenden Handlungen, sondern macht sie nur schwerer zu verwirklichen, wie es auch schwer – wenn nicht unmöglich – wäre, in einer alten Kaserne ein reformpädagogisches Konzept umzusetzen (vgl. Böhme/Herrmann 2011). Selbst Lovink (2011: 63) zeigt Ausbruchversuche aus dem präkonfigurierten Zwang zur Sichtbarkeit bei Facebook. In diesem Sinne ist im Verlauf des hier vorgestellten Dissertationsprojekts auszuloten, inwieweit das Bildhandeln Jugendlicher als Interaktionsraum in Abhängigkeit zur persistenten Architektur der sozialen Netzwerke entsteht, aber

inwieweit es auch davon abweicht. Damit kann ebenso einer defizitorientierten Medienkritik traditionalistischer Kulturpessimisten widersprochen werden, die alles Übel in den Neuen Medien an sich vermuten (z.B. Spitzer 2012).

„Das Problem liegt nicht in der Technologie. Damit müssen wir zurechtkommen. Das Mörderische ist die Kombination von Informationsstress und Konkurrenz. Wir müssen die ersten sein, und wir müssen gewinnen. Die wirklich pathogene Wirkung liegt im neoliberalen Druck der die Netzbedingungen so lebensfeindlich macht – nicht im Informationsüberfluss selbst.“ (Berardi im Interview, zit. nach Lovink 2013: 41f.)

DAS SELBST IM UND ALS BILD?

Die Einzigartigkeit eines jeden Selbst gefasst soll im Anschluss an Judith Butler für das Forschungsdesign zunächst keinen anderen definierenden Inhalt haben als die Irreduzibilität des Ausgesetztseins, gerade dieser Körper zu sein, der so und nicht anders im Bild präsentiert wird (vgl. Butler 2007: 49).

„Wenn zur körperlichen Erfahrung auch etwas hier mit dem Wort Ausgesetztheit Bezeichnetes gehört, das nicht erzählt werden kann, das jedoch die körperliche Bedingung der Rechenschaft darstellt, dann ist das Ausgesetztsein eine von mehreren Quellen der Beunruhigung für das Bemühen, Rechenschaft von sich selbst abzulegen.“ (Ebd.: 55)

Die als Profilbild ausgewählten und dann hochgeladenen Bilder vermögen Dimensionen dieses Ausgesetztseins rekonstruierbar zu machen, was aufgrund seiner impliziten Strukturiertheit in der medialen Verfasstheit schriftlicher oder sprachlicher Äußerungen nicht artikuliert werden kann (vgl. Breckner 2010: 12). An die Schnittstelle zwischen Körper-, Raum- und Bildforschung anknüpfend dient der Begriff des *ausgesetzten Selbst* zunächst als heuristische Kategorie, die zwischen den Theorien des Selbst und dem erhobenen Sample vermittelt. Im Anschluss an eine anthropologische Diskussion des *somatic*, *spatial* oder *visual turn*, wie sie Jürgen Raab (2001: 171) vorgenommen hat, ist das Forschungsdesign zudem in die Debatte um Präsenz und Präsentation in der intermedialen Inszenierung eingebettet. Raab verfolgt hier eine Lesart Erving Goffmans, die dessen Bezüge auf Simmel und Durkheim prominent hervorhebt. Im Rahmen seiner Untersuchung ritualisierter Aushandlungsprozesse betont Goffman die Notwendigkeit des Selbstbildes (images) für die auf der Bühne des Alltags Handelnden. Daraus leitet sich laut Raab die menschliche Notwendigkeit ab, in sozialen Situationen nicht nur zu sein, sondern sich in ihnen darstellen zu müssen.

„Diese Möglichkeit des ‚Sich-von-sich-Unterscheidens‘ ist die Möglichkeit des Menschen, zum ‚Menschendarsteller‘ zu werden: zum Schauspieler. Zugleich konstituiert dieses sowohl gebrochene als auch gedoppelte, intermediale Verhältnis des Menschen zu sich selbst jene künstliche Einheit, aus der wir unsere soziale Kompetenz als alltägliche Rollenspieler entwickeln.“ (Ebd.: 173f.)

Raab stellt hier eine Verbindung zwischen dem Begriff der Person und dessen ursprünglicher Wortbedeutung als Maske her und definiert die Person neben Pose, Kleidung, Schmuck sowie sozialen Verkehrs- und Präsentationsweisen als kulturelle symbolische Kommunikationsformen (ebd.). Damit knüpft er an die Lesart Goffmans (2003) an, die eben nicht in dichotomer Lesart strukturell zwischen *oberflächlicher* Rolle und *tiefgründigem* Selbst unterscheidet, und in der Goffman sich in die Tradition Parks stellt:

„Es ist wohl kein historischer Zufall, daß das Wort Person in seiner ursprünglichen Bedeutung eine Maske bezeichnet. Darin liegt eher eine Anerkennung der Tatsache, daß jedermann überall und immer mehr oder weniger bewußt eine Rolle spielt [...]. In diesen Rollen erkennen wir uns selbst. In einem gewissen Sinne und insoweit diese Maske das Bild darstellt, daß wir von uns selbst geschaffen haben – die Rolle, die wir zu erfüllen trachten –, ist die Maske unser wahres Selbst: das Selbst, daß wir sein möchten. Schließlich wird die Vorstellung unsere Rollen zu unserer zweiten Natur und zu einem integralen Bestandteil unserer Persönlichkeit.“ (Zit. nach Goffman 2003: 21)

An diese aus dem symbolischen Interaktionismus stammende Theorie kann auch Foucaults Theorie des Subjekts angeschlossen werden. Das Subjekt erscheint hier nicht länger als die vorgängige Größe und verlässliche Erkenntnisgrundlage, sondern eben als variable und komplexe Funktion des Diskurses, die historisch bestimmt wird (Foucault 2001: 1038). Um sich dieser Funktion zu nähern, muss eine Analyse der Bedingungen vorgenommen werden, unter denen es möglich ist, dass ein Individuum die Funktion des Subjekts erfüllt (vgl. Rieger-Ladich 2004: 204).

DAS SELBST IM UND ALS RAUM?

In der Studie wurden bis jetzt 900 Bilder erhoben und ein Korpus von 450 Bildern gebildet, dessen Verwaltung und Auswertung mit dem Programm MAXQDA geschieht. In Anlehnung an die Seriell-ikonografische Fotoanalyse nach Pilarczyk und Mietzner (2005) wird der Forschungsprozess von der Rekonstruktion einzelner Bilder bestimmt, deren Ergebnisse durch Serien- und Typenbildung stets wieder auf den ganzen Korpus bezogen werden. Wie dieses Verfahren im Detail abläuft wird in diesem Aufsatz ausgespart; stattdessen wird in Schlaglichtern eine Ebene

des Codesystems vorgestellt, das sich aus der Feinanalyse einzelner Bilder herauskristallisiert hat. Bei der Einzelanalyse hat sich eine Segmentierung der Bilder als allgemeine Heuristik herausgebildet, die eindrücklich mit Goffmans *Territorien des Selbst* korrespondiert (vgl. Goffman 1982). Diese Einteilung in Territorien ist an dieser Stelle keine theoretische Fokussierung der Analyse, sondern Ergebnis derselben. Goffman verknüpft Selbstdarstellung und Räumlichkeit mit dem Begriff des Territoriums, das als symbolischer Raum zur Erzeugung und Sicherung von Identität definiert wird (vgl. Goffman 2003). Es dient dem Auftritt des Einzelnen vor Anderen, aber auch zum Rückzug vor den Anderen. Territorien sollen Distanz und Nähe zugleich herstellen, weswegen die Grenzen deutlich markiert werden müssen (Goffman 1982; Abels 2010: 169).

Der Begriff des Territoriums knüpft hier an die doppelte Thematisierung des Raumbegriffs innerhalb des Forschungsdesigns an: zum einen hinsichtlich Facebook als digitaler Raum, der eine bestimmte Darstellungs- und Anerkennungssituation präformiert, und zum anderen das Profilbild als Bildraum. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Diffusion des Analogen mit dem Digitalen und des Privaten mit dem Öffentlichen gibt es wiederum Überschneidungen dieser Raumdimensionen. Zunächst zur zweiten Thematisierung des Raums, wie sie in den Profilbildern geschieht. Das Selbst als Ergebnis einer Interaktionsordnung ist bei Goffman (vgl. 2003: 23) *unmittelbar* an bestimmte Requisiten und Bühnenbilder gebunden, die gemäß der jeweiligen Fallstruktur zum notwendigen oder hinreichenden Attribut werden. Im Hinblick auf die Anrufungssituation, die das Profilbild generiert, können auch reine Landschaftsbilder, Gruppen, Pärchen oder Haustiere zum „Selbst“ werden. Bühnenbild und Requisite werden so mittelbar als Territorium des Selbst bestimmt. Alle Bilder des Korpus sind Antworten auf die offene Stelle, zu dessen Füllung die Webseitenarchitektur die User*innen aufgefordert hat. Der Bezug zum Selbst liegt lediglich darin, dass ich das Bild als *mein* Profilbild poste. Ich bilde mich als Territorium in verschiedenen Ausdehnungen ab, egal ob das gewählte Territorium formal *meines* oder das eines anderen ist.

Ob die Typologie der *Territorien des Selbst* bei Goffman (1982: 169) an der Schnittstelle zwischen Pose und Selbst für den digitalen Raum anschlussfähig ist, wird empirisch verfolgt und kann zum jetzigen Zeitpunkt nicht abschließend geklärt werden. Mit Goffman wird vorerst auf die Territorien des Selbst fokussiert, die – übereinstimmend mit Martina Löws relationalen Raumbegriff (Löw 2001: 112) – nicht nur menschlichen Beziehungen zu einer materialen Rahmung sondern auch den Objekten und den persistenten Räumen selber eine konstitutive Rolle zuweisen. Dieser Fokus findet sich theoretisch geschärft bei Gernot Böhme als expressives „Environment“ der Person. In einer philosophischen Reflexion formuliert Böhme gleichsam das Arbeitsprogramm dieses Forschungsvorhabens:

„...die Dinge erzählen dem aufmerksamen Besucher von ihrem Besitzer. Sie können dies insofern, als sie nicht nur passive Gefäße für die Aufnahmen von Ich-Expressionen sind, sondern auch Speicher und performative Organe eben dieses Ich, das hierin in anderer metaphorisierter Form und in der spezifischen Morphologie der Dinge selbst präsent ist.“ (Böhme 2006: 99)

Hülle, Box und Reservat



Abb. 2: Territorien des Selbst: Hülle.

Die kleinste territoriale Einheit des Selbst bezeichnet Goffman als *Hülle* (vgl. Abb. 2). Er versteht hierunter den individuellen Körper, insofern er von der Haut umhüllt wird. Kleidung versteht er als eine Erweiterung der Hülle, die sich zusätzlich zur Haut schützend um das Selbst legt. Goffman verweist hier auf spezifische Bedeutungen, die einzelnen Körperteilen zugeschrieben werden. Er beschreibt bspw. die unterschiedlichen Anstrengungen, die unternommen werden, um den Ellenbogen oder Körperöffnungen vor Berührung zu schützen. Er spricht hier von einer kulturell bedingten rituellen Gliederung des Körpers (Goffman 1982: 67).

Die nächste größere Einheit beschreibt er als *Box* oder Besitzterritorium (vgl. Abb. 3). Die Box ist ein deutlich sichtbar begrenzter Raum, auf den ein Individuum durch unmittelbaren körperlichen Anschluss räumlich Anspruch erhebt. Goffman nennt hier zwei prägnante Beispiele: Der Sessel, auf dem jemand sitzt und die Telefonzelle, in der jemand telefoniert (ebd.). Die Besitzterritorien schließen an dieses Ausdehnungsniveau an. Goffman fasst hierunter die Gegenstände, die den Körper umgeben, wie ein Hut oder eine Sonnenbrille. An dieser Stelle kann die mangelnde Trennschärfe zur Rolle der Kleidung als Hülle kritisiert

werden, eine Kritik, die Goffman auch schon thematisierte und der von Fall zu Fall graduell begegnet werden soll. Das Selbst kann sich in diversen Relationen zur Box positionieren. Es kann die Grenze zwischen Hülle und Box betonen oder verwischen und der Körper kann zu einem Miteinander- oder zu einem Grenzmarkierer werden (ebd.: 73).



Abb. 3: Territorien des Selbst: Box.



Abb. 4: Territorien des Selbst: Reservat.

Das größte Ausdehnungsniveau des Selbst nennt Goffman *Reservat*, den persönlichen Raum oder auch Benutzungsraum (ebd.: 57, 62, 70). Im Unterschied zur Hülle erreicht das Reservat einen niedrigeren Grad an Permanenz, da es im höhe-

ren Maße situativ und temporär gebunden ist. Es ist deswegen ungleich schwieriger materiell zu bestimmen und lässt sich in Abhängigkeit zu subjektiven, relationalen Gewichtungen leichter definieren. Indem jemand sein Selbst als Bild fasst, wird bspw. über die Auswahl desjenigen Stücks der Welt, die im Bild zu sehen ist, einen Hinweis auf das Reservat mit dem höchsten Selbstrepräsentationswert gegeben (siehe Abb. 4).

Im Anschluss an diese Segmentierung können nun Ergebnisse durch Reihenaufbildung differenziert und geprüft werden. Ein Ergebnis der bisherigen Codierung des Korpus ist, dass die *Box* sich als häufigster Bildtypus erwiesen hat. Weiterführend – aber noch nicht angeschlossen – konnten im Sinne der seriellen Typenbildung 4 Untertypen der *Box* identifiziert werden. Als Kriterium für diese Typisierung hat sich der jeweilige körperliche Anschluss herauskristallisiert: *Das Ich und der Andere*; *Das Ich und die Anderen*; *Das Ich und die Dinge*; *Das Ich und der Ort*. In einer exemplarischen Weiterführung der rein numerisch-zählenden Perspektive kann nun festgestellt werden, dass von diesen vier Untertypen wiederum 3 und 4 am häufigsten vertreten waren. Aber was bedeutet es, dass sich etwa ein Viertel der untersuchten Jugendlichen im Bild in Koexistenz mit Dingen oder sogar gesteigert nur als Gegenstand präsentierten? Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, sollen diese wenigen empirischen Fäden abschließend aufgenommen und sowohl mit der Heuristik der Codierung als auch mit Ansätzen einer Theoretisierung verknüpft werden.

AUSBLICK

Im Anschluss an die offenen Fragen, die der Forschungsprozess bis jetzt aufgeworfen hat, bietet es sich an, die Dichotomie von Subjekt und Objekt mit dem Fetischbegriff als heuristische Kategorie zu hinterfragen. Der Fetisch als das Objekt, das mit Bedeutung aufgeladen wird, bis es diese inkorporiert und in Wahrnehmung und Deutung zum Subjekt wird, lässt sich nicht in kolonialer Denktradition als Selbsttäuschung primitiver Gruppen marginalisieren. Aktuelle Reformulierungen des Fetischbegriffs lassen vielmehr vermuten, dass wir gerade eine Epoche erleben, die in besonderem Maß durch den Fetischismus bestimmt ist. Hartmut Böhme (2006) begründet diese Diagnose unter anderem durch den gehörigen Zuwachs an dem Individuum verfügbaren Dingen in den letzten zwei Jahrhunderten. Anhand von Dingstatistiken lässt sich nachvollziehen, dass auch die durchschnittlichen Menschen ihre Ich-Grenzen auf immer mehr Gegenstandssphären erweitern (ebd.: 19). Im Rahmen der kapitalistisch orientierten industriellen Revolution wucherten die Dinge – nicht mehr nur in religiösen Praktiken – in die Subjekte hinein. Erste Theoretisierungen zu diesen Phänomenen sind die Fetischbegriffe,

die sich bei Marx und Simmel im Rahmen ihrer Konzepte von Verdinglichung und Entfremdung des Ichs finden. Auch die populäre Akteur-Netzwerk-Theorie Latours (vgl. 2006) reformuliert diesen Gedanken, wenn er die Verflechtung von Mensch, Ding und Raum zum Ausgangspunkt nimmt und der Möglichkeit, den Menschen als Einzelding zu betrachten, radikal widerspricht. Den universell wuchernden fetischistischen Mechanismen kommt laut Böhme eine wenig untersuchte integrierende, uns stabilisierende Funktion für Gesellschaften und Selbstkonzepte zu. Damit formuliert er eine Fragestellung, die im Rahmen des vorliegenden Forschungsprojekts empirisch untersucht werden kann. Gerade für die Bildungswissenschaft liegt hier die Möglichkeit, die von Käte Meyer-Drawe (1999) formulierte Herausforderung durch die Dinge wörtlich zu nehmen. Das Andere im Bildungsprozess kann nur in den Blick genommen werden, wenn die Gegenüberstellung von Mensch und Welt unterlaufen wird und ihre Verwirklichung für die Theorie zurückgewonnen wird:

„Bildung könnte heute gegen den Wertverlust kämpfen und Humboldts Beschreibung von der Wechselwirkung von Empfänglichkeit und Selbsttätigkeit neu aufgreifen, allerdings ohne sein Arrangement von Mensch und Nicht-Mensch zu übernehmen. Der Mensch steht der Welt nicht gegenüber. Er ist Teil von ihr. Es wird nicht mehr lange dauern, bis wir diese Verwandtschaft schmerzlicher erfahren, als es jetzt schon der Fall ist. Bildung in diesem Sinne wäre die Kunst, sich mit seiner Weltlichkeit dazu auseinanderzusetzen.“ (Ebd.: 334)

LITERATUR

- Abels, Heinz (2010): Identität. 2., überarb. u. erw. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Berardi, Franco (2009): *The Soul at Work: From Alienation to Autonomy*. Los Angeles: Semiotext(e).
- Böhme, Gernot (2006): *Architektur und Atmosphäre*. München: Wilhelm Fink.
- Böhme, Hartmut (2006): *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Böhme, Jeanette/Herrmann, Ina (2009): *Schule als pädagogischer Machtraum. Typologie schulischer Raumentwürfe*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bollnow, Otto F. (1956): Der erlebte Raum. In: *Zeitschrift für die gesamte Innere Medizin*, Jg. 11, Heft 3, S. 97-105.
- Boyd, Danah (2014): *It's Complicated: The Social Lives of Networked Teens*. New Haven/London: Yale University Press.
- Breckner, Roswitha (2010): *Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien*. Bielefeld: transcript.

- Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, Judith (2007): *Kritik der ethischen Gewalt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Carpenter, Christopher J. (2012): Narcissism on Facebook: Self-promotional and Anti-social Behavior. In: *Journal Personality and Individual Differences*, Jg. 52, Heft 4, S. 482-486.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Felix (2005): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve. [Orig. frz. 1980].
- Eggers, Dave (2013): *The circle*. New York: Alfred A. Knopf.
- Foucault, Michel (2001): Was ist ein Autor? In: Foucault, Michel: *Schriften in vier Bänden. Band I: 1954-1969*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 1003-1041.
- Foucault, Michel (2005): *Analytik der Macht*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1982): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Orig. engl. 1971].
- Goffman, Erving (2003): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper. [Orig. engl. 1959].
- Halsam, Andrew (2007): *Handbuch des Buches. Konzeption, Design, Herstellung*. Grünwald: Stiebner.
- JIM 2011 = JIM-Studie 2011. Jugend, Information, (Multi-) Media Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest.
- JIM 2014 = JIM-Studie 2014. Jugend, Information, (Multi-) Media Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest.
- Jörissen, Benjamin (2007): Informelle Lernkulturen in Online-Communities. Mediale Rahmungen und rituelle Gestaltungsweisen. In: Wulf, Christoph u.a.: *Lernkulturen im Umbruch. Rituelle Praktiken in Schule, Medien, Familie und Jugend*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 185-219.
- Jugend 2015 = Albert, Matthias/Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun/TNS Infratest: 17. Shell Jugendstudie 2015. Frankfurt am Main: Fischer.
- Kracauer, Siegfried (1999): Die Photographie. In: Siegfried Krakauer: *Schriften. Aufsätze 1927-1931*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 83-98. [Orig. 1927].
- Latour, Bruno (2006): Über technische Vermittlung. In: Belliger, Andrea/Krieger, David J. (Hg.): *ANTHology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript.
- Latour, Bruno (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lovink, Geert (2011): Anonymität und die Krise des Multiplen Selbst. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: transcript.

- Lovink, Geert (2013): *Das halbwegs Soziale. Eine Kritik der Vernetzungskultur*. Bielefeld: transcript.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marotzki, Winfried (2003): Online-Ethnographie. In: Bachmair, Ben/Diepold, Peter/Witt, Claudia de (Hg.): *Jahrbuch Medienpädagogik 3*. Opladen: Leske + Budrich, S. 149-166.
- Marotzki, Winfried/Jörissen, Benjamin (2008): Wissen, Artikulation, Biographie: Theoretische Aspekte einer Strukturalen Medienbildung. In: Fromme, Johannes/Sesink, Werner (Hg.): *Pädagogische Medientheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 51-70.
- McLuhan, Marshall/Fiore, Quentin (2014): *Das Medium ist die Massage*. 3. Auflage. Stuttgart: Tropen. [Orig. 1967].
- Meyer-Drawe, Käte (1999): Herausforderung durch die Dinge. Das Andere im Bildungsprozeß. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, Jg. 45, Heft 3, S. 329-336.
- Miller, Daniel (2012): *Das wilde Netzwerk. Ein ethnologischer Blick auf Facebook*. Berlin: Suhrkamp.
- Mollenhauer, Klaus (2003): *Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung*. Weinheim/München: Juventa. [Orig. 1983].
- MPFS 2015 = Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hg.) (2015): *15 Jahre JIM-Studie. Jugend, Information, (Multi-)Media. Studienreihe zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger: 1998-2013*. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest.
- Nohl, Arnd-Michael (2013): Sozialisation in konjunktiven, organisierten und institutionalisierten Transaktionsräumen: Zum Aufwachsen mit materiellen Artefakten. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaften*, Jg. 16, Heft 2, S. 189-202.
- Pearson, Erika (2009): All the World Wide Web's a stage: The performance of identity in online social networks. In: *First Monday*, Jg. 14, Heft 3. [Online-Journal].
- Pilarczyk Ulrike/Mietzner, Ulrike (2005): *Das reflektierte Bild. Die seriell-ikonografische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Raab, Jürgen (2010): Präsenz und Präsentation. In: Blättler, Andy/Gassert, Doris/Parikka-Hug, Susanna/Ronsdorf, Miriam (Hg.): *Intermediale Inszenierungen im Zeitalter der Digitalisierung. Medientheoretische Analysen und ästhetische Konzepte*. Bielefeld: transcript, S. 171-196.
- Raunig, Gerald (2011): *Dividuen des Facebook. Das neue Begehren nach Selbstzerteilung*. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: transcript, S. 145-160.
- Reißmann, Wolfgang (2012): Arbeit am (Bild-)Körper. Die Plastizität des Körpers im Digitalbild und jugendliches Bildhandeln in Netzwerkplattformen. In: Geise, Stephanie/Lobinger, Katharina (Hg.): *Bilder – Kulturen – Identitäten. Analysen zu einem Spannungsfeld Visueller Kommunikationsforschung*. Köln: Halem, S. 165-185.

- Reißmann, Wolfgang (2014): Bildhandeln und Bildkommunikation in Social Network Sites. In: Hugger, Kai-Uwe (Hg.): Digitale Jugendkulturen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 89-103.
- Rieger-Ladich, Markus (2004): Unterwerfung und Überschreitung. Michel Foucaults Theorie der Subjektivierung. In: Ricken, Norbert/Rieger-Ladich, Markus (Hg.): Michel Foucault. Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 203-223.
- Schnurr, Ansgar (2012): Remixing Culture. Eine ethnographische Skizze zu Probehandlungen türkischstämmiger Jugendlicher in den Zwischenräumen Online und Offline. In: Geise, Stephanie/Lobinger, Katharina (Hg.): Bilder – Kulturen – Identitäten. Analysen zu einem Spannungsfeld Visueller Kommunikationsforschung. Köln: Halem, S. 142-164.
- Simmel, Georg (1995): Das Problem des Porträts. In: Simmel, Georg: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Band II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Spitzer, Manfred (2012): Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen. München: Droemer.
- Stadler, Felix (2016): Kultur der Digitalität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Turkle, Sherry (2012): Verloren unter 100 Freunden. Wie wir in der digitalen Welt seelisch verkümmern. München: Riemann.
- Wiedemann, Carolin (2011): Facebook. Das Assessment-Center der alltäglichen Lebensführung. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): Generation Facebook. Über das Leben im Social Net. Bielefeld: transcript, S. 161-181.